

Ich gönne mir Freiheit

Patrick Hundt

Im Frühling des vergangenen Jahres machte ich eine großartige Entdeckung, die das Potential hatte, mein Leben zu verändern. Im Internet war ich auf Menschen gestoßen, die sich vorgenommen hatten, schon in jungen Jahren nicht mehr arbeiten zu müssen, sondern allein von ihren Immobilien und ihrem Aktienvermögen zu leben. Ich fühlte mich wie aus einem tiefen Schlaf aufgeschreckt. Wie hatte ich bislang übersehen können, dass finanzielle Freiheit auch für Normalsterbliche möglich ist?

Nachdem ich alle Blogs und Bücher zu diesem Thema gelesen und alle Podcasts gehört hatte, die ich finden konnte, war ich noch immer nicht satt. Ich nahm Kontakt zu einigen dieser Menschen auf und bat sie um ein Gespräch. Manche luden mich in ihr Heim ein, um mir aus ihrem Alltag und von ihren Plänen zu erzählen. Wenn sie ihr Ziel weiter so hartnäckig verfolgen, werden sie schon in wenigen Jahren finanziell frei sein. Doch wie genau ihr Leben dann aussehen wird, das wissen sie nicht.

Ich wollte es herausfinden und traf deshalb auch Menschen, die nicht mehr arbeiten müssen, sondern von den Erträgen ihres Vermögens leben. Sie erzählten mir, wie es ihnen gelungen ist, sich diese Freiheit zu gönnen. Aber vor allem wollte ich wissen, wie es heute um ihre Zufriedenheit bestellt ist und was sie mit ihrer freien Zeit anfangen. Sie führen zweifellos ein gutes Leben, aber euphorisch stimmten mich ihre Antworten nicht. Sie ließen mich zweifeln, ob die finanzielle Freiheit es wert ist, zwei oder drei Jahrzehnte auf sie hinzuarbeiten.

Deshalb fragte ich mich, ob es nicht auch andere Wege gibt. Können Menschen, die die Aussicht auf eine 40-Stunden-Woche für vierzig Berufsjahre beunruhigt, vielleicht jetzt schon freier und zufriedener sein, anstatt lange nach einem Ziel zu streben, das sie womöglich enttäuschen wird? Ich sprach mit Frauen und Männern, die an einem Punkt in ihrem Leben entschieden haben, dass sie sofort freier über ihre Lebenszeit bestimmen wollen. Auch mit ihnen habe ich über Geld gesprochen, denn erst ihr verantwortungsvoller Umgang mit den Finanzen ermöglichte es ihnen, sich Freiheit zu gönnen.

Ich gönne mir Freiheit

Wie genügsamer Konsum zu weniger
Arbeit und mehr Freiheit führt

Patrick Hundt

Copyright © 2018 Patrick Hundt

Textauszüge mit freundlicher Genehmigung der Autoren
Umschlaggestaltung, Illustration: Aleksandar Petrovic
Lektorat: Ina von Brunn, www.lektorat-von-brunn.de
Verlag: Eigenverlag
Druck: Amazon

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN: 9781728600147

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALTSVERZEICHNIS

Eine Entdeckung und ihre Folgen	1
Teil I – Auf dem Weg in die finanzielle Freiheit	
Nico will nicht mehr müssen	11
Oliver spart ein Vermögen	26
Marcello arbeitet für drei Leben	56
Teil II – Finanziell frei – und nun?	
André hadert mit der Freiheit	78
Frank kam in Japan groß raus	97
Melanie liebt Bausparverträge	113
Paul genügt sich selbst	125
Teil III – Frei sein trotz Arbeit	
Volker ist für die Familie da	145
Thomas reitet ein neues Pferd	157
Adam kann auch anders	171
Sandra hat jetzt mehr Zeit	187
Tanja & Stephan verzichten auf 8 Prozent	203
Ich nehme mir die Freiheit, glücklich zu sein	215

EINE ENTDECKUNG UND IHRE FOLGEN

Letztes Jahr im Sommer hätte ich alles tun können, was ich mir schon oft vorgenommen hatte. Ich hätte einen Schrebergarten pachten, ein Gemüsebeet anlegen und Obstbäume pflanzen können. Ich hätte mich für einen guten Zweck einsetzen können, der mir am Herzen liegt. Ich hätte lernen können, auf der Gitarre zu spielen, die bis dahin nur mein Wohnzimmer dekorierte. Stattdessen dachte ich die meiste Zeit über Geld nach und wie ich es am besten anlegen könnte.

Wenige Monate zuvor war ich durch Zufall auf einen Begriff gestoßen, der mein Leben auf den Kopf stellte: finanzielle Freiheit. Ich las ihn zuerst auf der Website des Kanadiers Peter Adeney. Unter dem Pseudonym *Mr. Money Mustache* schreibt Peter, dass er im Alter von dreißig Jahren, noch bevor sein Sohn geboren war, seinen Job als Softwareingenieur gekündigt hatte und in den Ruhestand gegangen war. In den wenigen Berufsjahren, die hinter ihm lagen, habe er gut verdient, aber wenig konsumiert, erklärt der Blogger, deshalb könne er nun von seinen Ersparnissen leben, die er am Aktienmarkt investiert habe. Ich saß mit weit aufgerissenen Augen vor meinem Laptop, als ich Peters Worte las und mich immer tiefer in sein Blog eingrub. An manchen Tagen las ich bis spät in die Nacht und fand anschließend vor Aufregung kaum in den Schlaf. Die Idee, in meinen besten Jahren nicht mehr arbeiten zu müssen und allein von Erspartem zu leben, schien unglaublich. Ich wusste sofort, dass sie das Potential hatte, mein Leben zu verändern. Erst später erfuhr ich,

dass *Mr. Money Mustache* nicht nur mir den Kopf verdreht hatte, sondern unzähligen Menschen, darunter viele, die ich für dieses Buch traf. Einige von Peters Jüngern schreiben heute ihr eigenes Blog, andere diskutieren in Foren und sozialen Netzwerken, und manche treffen sich bei Stammtischen. Sie alle eint das Ziel, finanziell frei zu sein, also ausreichend Vermögen zu bilden, um von Mieteinnahmen, Zinsen und Dividenden zu leben.

Vielleicht hätte ich die Idee als wahnwitzig abgetan und einfach weitergekllickt, wäre ich nicht schon immer sparsam gewesen. Seit ich denken kann, gebe ich weniger Geld aus, als ich einnehme. Von meinem Taschengeld legte ich stets etwas zurück. In meiner Jugend verteilte ich Werbeprospekte und zahlte den größten Teil meines Einkommens aufs Spargbuch ein. Nach dem Abitur studierte ich dual, auch, weil ich fürs Studieren bezahlt wurde. Was nach Abzug meiner Kosten übrig blieb, überwies ich auf ein Tagesgeldkonto. In meinem ersten Job nach dem Diplom verdiente ich anfangs nur 1.000 Euro im Monat. Davon bezahlte ich mein WG-Zimmer, Versicherungen, Reisen und Lebensmittel. Den Rest legte ich auf die hohe Kante.

Mit vierundzwanzig Jahren nahm meine Karriere an Fahrt auf. Mein Arbeitgeber gewährte mir in jedem Quartal eine kleine Gehaltserhöhung und in meiner Freizeit verdiente ich mit eigenen Websites etwas dazu. Später gründete ich eine Agentur für Onlinemarketing, deren Geschäfte ich vier Jahre führte. Nachdem ich ausgestiegen war, verkaufte ich meine Anteile an dem Unternehmen und hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine neue Einnahmequelle erschlossen.

Ich verfügte stets über ein gutes Einkommen, aber noch wichtiger war, dass ich unter meinen Verhältnissen lebte. Meine Ersparnisse wuchsen Jahr um Jahr, sodass mein Konto bereits eine stattliche Summe aufwies, als ich zum ersten Mal von finanzieller Freiheit las. Bis dahin hatte ich vereinzelt spekuliert, wie viele Jahre ich von meinem Vermögen würde leben können, doch wenn ich die Inflation berücksichtigte, die jedes Jahr etwa 2 Prozent meiner Ersparnisse

vernichtet, konnte von einer frühen Rente keine Rede sein. Als Selbständiger ohne Rentenansprüche müsste mein Vermögen mich bis ans Lebensende ernähren. Das war nicht realistisch.

Peter Adeney und seine Anhänger machen jedoch eine andere Rechnung auf. Man brauche keine Millionen, um finanziell frei zu sein, schreiben sie. Wichtig sei lediglich, genügsam zu leben und das Geld für sich arbeiten zu lassen. Es müsse beispielsweise in Aktien oder Immobilien investiert werden. So würden die Ersparnisse nicht von der Inflation aufgezehrt. Im Gegenteil, sie würden sich sogar vermehren. Kluge Anlageentscheidungen vorausgesetzt, könne man ausrechnen, ab welcher Summe das Vermögen zum Leben ausreiche, sind sich die meisten Blogger einig. Alles, was man dafür berücksichtigen müsse, seien die eigenen Lebenshaltungskosten.

Im Frühjahr des vergangenen Jahres hatte ich nur eine ungenaue Vorstellung davon, wie viel Geld ich zum Leben brauchte. Doch nun, angestachelt von *Mr. Money Mustache*, wollte ich es genau wissen. Ich installierte ein digitales Haushaltsbuch auf meinem Smartphone, in das ich jede Ausgabe eintrug. Vom Laugenbrötchen für 50 Cent bis zur Miete für mehrere 100 Euro. Nach ein bis zwei Monaten zeichneten sich meine Lebenshaltungskosten bereits ab und je länger ich sie aufschrieb, desto klarer wurde das Bild. Ich weiß nun, dass ich einschließlich meiner privaten Krankenversicherung etwa 1.800 Euro zum Leben brauche.

Nachdem ich meine Kosten ermittelt hatte, konnte ich die Summe berechnen, die ich für meine finanzielle Freiheit benötigen würde. Nach einer Faustregel, die im Internet kursiert, kann man von einem Vermögen leben, das dem 25-Fachen der jährlichen Konsumausgaben entspricht. Meine Freiheitszahl ergab sich demnach aus der folgenden Formel: $1.800 \text{ Euro} \times 12 \text{ Monate} \times 25 \text{ Jahre} = 540.000 \text{ Euro}$. Mit dieser Summe könnte ich frei sein.

Mit einem Mal fühlte sich das Ziel, von meinem Vermögen zu leben, nicht mehr völlig absurd an. Ich hatte seit mehr als zehn Jahren gut verdient, in fast jedem Monat etwas zurückgelegt und war der

finanziellen Freiheit schon näher gekommen, als ich es für möglich gehalten hatte. Immer wieder rief ich den digitalen Taschenrechner auf und spielte mit den Variablen, um zu ergründen, wie sich meine Freiheitszahl verändern würde. Wie viel mehr würde ich ansparen müssen, wenn sich meine Lebenshaltungskosten erhöhten? Was würde es bedeuten, das 30-Fache meiner jährlichen Ausgaben zu sparen, anstatt des 25-Fachen – nur, um auf Nummer sicher zu gehen? Jedes Mal, wenn ich eine Variable änderte, ergab sich eine neue Summe, aber nie war sie so groß, dass sie mich überwältigte. Ich war der finanziellen Freiheit nah und konnte an nichts anderes mehr denken.

Meine neue Leidenschaft nahm mich so sehr in Anspruch, dass ich nur noch Finanzliteratur las, über Geld nachdachte und darüber das Interesse an meiner Arbeit verlor. Ich war von meiner eigenen Lustlosigkeit überrascht, denn als Blogger hatte ich den lässigsten Job, den ich mir vorstellen konnte. Ich schrieb, was ich wollte, wann ich es wollte und wo ich es wollte. Fast drei Jahre war ich als digitaler Nomade, nur mit einem Laptop ausgerüstet, um die Welt gereist und hatte unterwegs meinen Lebensunterhalt verdient. Dass ich anschließend wieder in Leipzig sesshaft geworden bin, war meine freie Entscheidung. Es gab keine Tretmühle, aus der ich hätte entkommen müssen. Wenn mir meine Arbeit nicht mehr gefiel, konnte ich jederzeit etwas anderes tun.

Trotzdem löste die Erkenntnis, nicht mehr bis ins hohe Alter arbeiten zu müssen, etwas in mir aus. Ich verlor schlagartig die Freude an meinem Job. Für das Blog *Healthy Habits*, das damals im Mittelpunkt meines Schaffens stand, schrieb ich nur noch einen guten Text – über finanzielle Freiheit. Darüber hinaus hatte ich nichts mehr zu erzählen. Vielleicht war ich doch kein Blogger aus Leidenschaft, sondern arbeitete, wie viele andere Menschen, nur, um zu leben. Und jetzt, da mir dieser Zweck abhanden zu kommen schien, fragte ich mich, weshalb ich noch arbeiten sollte. Nichts konnte mich an den Schreibtisch bewegen, um auch nur einen weiteren Text zu schreiben. Finanziell war ich zwar noch nicht frei, aber ich fühlte mich so, als

wäre ich es. Für den Rest des Weges würde ich vielleicht eine Aufgabe finden, die mir sinnvoller erscheint, als zu bloggen. Bis auf Weiteres, entschied ich, würde ich meine Arbeit einstellen. Immerhin, es war Sommer. Die beste Zeit des Jahres, um all jene Dinge zu tun, die ich mir schon oft vorgenommen hatte.

Ich stellte mir vor, eine ehrenamtliche Tätigkeit aufzunehmen, einen Schrebergarten zu pachten, endlich Gitarre spielen zu lernen, meine Spanischkenntnisse in einem Sprachkurs aufzufrischen, meine kaum vorhandenen handwerklichen Fähigkeiten zu verbessern und mehr Zeit in der Natur zu verbringen. Jetzt wäre der ideale Zeitpunkt, um einiges davon in die Tat umzusetzen. Aber zunächst wollte ich mich mit meinen Finanzen auseinandersetzen, denn um finanziell frei zu werden, musste ich meine Ersparnisse klug investieren. Ich stöberte in deutschen und amerikanischen Blogs und vertiefte mich in der Finanzliteratur. Schon am frühen Morgen saß ich lesend im Wohnzimmer, lange bevor der Wecker meiner Freundin klingelte. Nachdem sie zur Arbeit gegangen war, las ich weiter.

Sobald ich genug gelernt hatte, kümmerte ich mich um den Haushalt. In der Küche schien immer ein Abwasch auf mich zu warten. Ich kehrte die Wohnung und goss die Kräuter auf meinem Balkon. An schönen Sommertagen ging ich im Park spazieren und pflückte manchmal wild wachsende Brombeeren am Wegesrand. Hin und wieder setzte ich mich in ein schönes Café, trank einen Cappuccino und las weiter. Wenn ich anschließend nach Hause kam, schaltete ich den Fernseher ein und schaute Netflixserien. In kurzer Zeit sah ich sechs Staffeln der mittelmäßigen Serie *White Collar*. Die besseren Sendungen hob ich auf, um sie mit meiner Freundin zu sehen, die weniger Zeit hatte als ich. Abends ging ich zum Sport oder kochte etwas für uns beide. Beim Abendessen sprachen wir über unseren Tag, obwohl ich nicht viel erlebt hatte. Trotzdem fühlte ich mich oftmals erschöpft, als lägen anstrengende Ereignisse hinter mir. Ich wusste nicht mehr, wie ich es früher geschafft hatte, Zeit und Energie für die Arbeit zu finden.

Nach einigen Wochen musste ich mir eingestehen, dass aus meinen Plänen nichts werden würde. Ich hatte nach Ehrenämtern im Internet gesucht, aber keine gefunden, die mich ausreichend interessiert hätten, um dort für längere Zeit mitzuwirken. Die Gitarre verkaufte ich bei eBay, nachdem ich eingesehen hatte, dass ich zwar gern ein Instrument spielen würde, es aber nicht lernen wollte. Auch meine Motivation, Spanisch zu pauken, war bei genauer Betrachtung nicht allzu groß. Und wenn ich es mir recht überlegte, würde ein Schrebergarten viel Arbeit machen und Verpflichtungen nach sich ziehen, die ich nicht einzugehen bereit war.

So vergingen die Tage und Wochen, ohne dass ich einen meiner Pläne umsetzte oder einen weiteren Text für meine Blogs schrieb. Die meisten Tage verliefen gleich: Ich las Bücher, dachte über Geld nach, machte den Haushalt, schaute Serien, trieb Sport und kochte das Abendessen. Am Anfang gefielen mir diese Routinen, doch nach zwei Monaten fühlte ich mich unproduktiv. An den Abenden fand ich es nicht mehr schön zu erzählen, wie ich den Tag verbracht hatte. Ich war nicht mehr stolz auf meine Freiheit, sondern peinlich berührt von meiner Faulheit, zumal ich mich nicht einmal wohl fühlte, sondern ausgelaugt und gelangweilt vom Nichtstun war. Ich musste mir eingestehen, dass ich zufriedener war, als ich noch jeden Tag arbeitete und nichts von finanzieller Freiheit wusste. War es das also, was die Anhänger des *Mr. Money Mustache* wollten, oder lag es an mir? War ich zu blöd, mit meiner Freiheit umzugehen?

Ich entschied, dass mir etwas weniger Freizeit guttun würde und ich eine neue Aufgabe brauchte. Ein Projekt, in das ich meine Fähigkeiten einbringen konnte und das mich ausreichend interessierte, um es bis zum Ende durchzuziehen. Ein Buch über finanzielle Freiheit zu schreiben, lag nahe. Eine Botschaft zu finden, die ich mit einem Buch transportieren wollte, fiel mir schon schwerer. Ich wollte keinen Ratgeber schreiben und auch kein Motivationsbuch, das behauptet, jeder könne finanziell frei werden, wenn er es nur wolle. Ich war mir nicht einmal mehr sicher, ob Menschen mit so viel

Freiheit überhaupt umgehen könnten. Schließlich war mir schon nach wenigen Monaten langweilig geworden und ich hatte von anderen gelesen, denen eine neue Aufgabe auch gut zu Gesicht stehen würde.

Nachdem ich einige Wochen Ideen gewälzt hatte und Gedanken reifen ließ, aber immer noch nicht wusste, wohin ich mit diesem Buch wollte, entschloss ich mich dazu, einfach anzufangen. Ich schrieb eine Nachricht an Nico, einen zweifachen Familienvater, der sich vorgenommen hatte, mit Mitte vierzig in Frührente zu gehen. Über sein Blog *finanzglueck.de* war ich auf ihn aufmerksam geworden, und er war mir sympathisch. Nun bat ich ihn um ein Interview. Zu meiner Überraschung antwortete Nico innerhalb weniger Stunden: »Moin Patrick, können wir gerne machen. Was hältst du davon, am Mittwoch um 18:30 Uhr bei uns zum Abendessen vorbeizukommen?«

Ich sprang erregt von meinem Stuhl auf, stieß einen Jubelschrei aus, wie ich es zuletzt zu Agenturzeiten getan hatte, wenn ich einen wichtigen Kunden gewonnen hatte, und bestätigte kurzerhand den Termin. Wenige Tage später fuhr ich mit dem Zug nach Frankfurt am Main. Nicos Einladung war der Startschuss für dieses Buch, das aus Langeweile heraus entstand, sich aber mit jedem Gespräch mehr und mehr zu einer neuen Leidenschaft entwickelte.

Teil I

–

**Auf dem Weg in die
finanzielle Freiheit**

NICO WILL NICHT MEHR MÜSSEN

»Ich wollte nie wie meine Eltern in einem Reihnhaus wohnen«, erzählt mir Nico mit einem norddeutschen Akzent, »aber es ist total schön.« Der 38-Jährige und seine Frau Meike* wohnen mit ihren zwei Kindern in einem Reihnhaus in Bad Vilbel, einer Kleinstadt bei Frankfurt am Main. Hier sitzen wir nun zu fünft auf ihrer Terrasse, essen von einem Auflauf, den Meike zubereitet hat, und trinken eine gekühlte Flasche Rosé.

Früher, als sie noch keine Familie waren, lebten Nico und Meike in London. Die britische Metropole bedeutete für sie Karrierechancen, zwei hohe Gehälter und ein aufregendes Leben. Vier- oder fünfmal in der Woche gingen sie nach der Arbeit aus, erzählt mir Nico, und ließen viel Geld in englischen Pubs. Beruflich sei er zudem häufig auch im Ausland gewesen: in Moskau, in Dubai, in den USA. »Damals fand ich es geil, viel unterwegs zu sein«, sagt er. Davon, eine Familie zu gründen, sprachen die beiden nicht. Es war nicht die Zeit dafür. In London tobten sie sich aus.

Als Meike zum ersten Mal schwanger war, schlossen sie mit ihrem Leben in der Weltstadt ab. Sie fanden, es sei nicht der richtige Ort, um ein Eigenheim zu kaufen und Kinder großzuziehen. Sie wollten zurück nach Deutschland, zu ihren Freunden und Familien. Nico

* Jeder mit einem Sternchen versehene Name ist ein Pseudonym.

blieb bei seinem Arbeitgeber, aber aus dem Apartment in London wurde das Reihenhaus in Bad Vilbel.

»Wir sind so spießig geworden«, sagt Nico und scheint es nicht zu bereuen. Die beiden mögen es, spießig zu sein, im Moment jedenfalls. »Jetzt finde ich es toll, bei Geschäftsreisen höchstens eine Nacht fort zu sein«, erklärt mir Nico. »Es ist mir viel lieber, morgens mit meiner Familie zu frühstücken, als in einer anderen Stadt aufzuwachen.«

An den Abenden ziehen Meike und er nicht mehr bis zur Sperrstunde durch die Kneipen, sondern bringen ihre Kinder ins Bett, lesen ihnen eine Geschichte vor und treffen sich anschließend mit den Nachbarn auf ein Glas Wein. Ihr neuer Freundeskreis bestehe überwiegend aus anderen Eltern, erzählt Nico, weil in der Nachbarschaft fast nur junge Familien lebten. Mit denen könne man sich gut über die Kinder und den Alltag austauschen. »Ich weiß nicht, was in zehn Jahren sein wird, aber momentan ist dieses Leben super«, sagt er mit einem zufriedenen Lächeln.

Nico liebt sein Leben und seine Familie und er mag seinen Job. Trotzdem möchte er ab seinem fünfundvierzigsten Geburtstag nicht mehr arbeiten müssen. Er will finanziell frei sein. Was er mit wesentlich mehr Freizeit anstellen würde, wisse er zwar nicht, sagt er, aber es gehe ihm allein darum, nicht mehr zu *müssen*. Aus Erfahrung wisse er, dass sich sowohl die Lebensumstände als auch die Vorstellung von einem guten Leben ändern könnten. Vielleicht wird ihm sein Beruf in einigen Jahren weniger Freude bereiten, so wie den älteren Kollegen, die schon zu lange im Unternehmen sind, aber nichts anderes finden oder nicht kündigen, weil sie es sich nicht leisten können. Bislang wechselt Nico innerhalb seines Unternehmens alle drei oder vier Jahre die Stelle, weil er eine neue Herausforderung braucht, und schützt sich so vor der Langeweile. Aber wer weiß, wie lange er das noch machen kann oder wie lange diese Veränderung bei ihm wirkt. Vielleicht wollen Nico und Meike in einigen Jahren aber auch anders wohnen, raus aus der Reihenhausidylle. Dann wäre es hinderlich, das Haus noch zwanzig Jahre abbezahlen zu müssen,

so wie es viele Eigenheimbesitzer tun. Womöglich wollen sie auch etwas ganz anderes. »Man weiß nicht, was einen glücklich macht«, sagt Nico. Man müsse sich ausprobieren, um es herauszufinden. Glück, sagt er, sei nicht statisch. Was ihn heute zufrieden stelle, mache ihn morgen vielleicht unglücklich. Er will nicht festgefahren sein, sondern sich für die schönen Dinge öffnen, die das Leben für ihn vorsieht, aber nicht erst im Rentenalter, sondern schon bald.

Nico strebt nach Freiheit, um beweglich zu bleiben und um Chancen nutzen zu können, die sich ihm bieten. Rückblickend, glaube ich, dasselbe getan zu haben. Ich hatte kein konkretes Ziel, als ich stets Geld für später zurücklegte, aber ich wusste, dass es mir Freiheiten ermöglichen würde, die ohne Ersparnisse undenkbar waren. Meinen Start-up-Job zu kündigen und eine Agentur zu gründen, kostete mich keine Überwindung, weil ich zeitweise auch ohne Einkommen überleben konnte. Vier Jahre später zog ich mich aus der Agentur zurück und machte eine Weltreise, weil ich die Rücklagen dafür hatte. Anschließend nahm ich mir Zeit, um Blogs aufzubauen, so wie ich mir jetzt Zeit für dieses Buch nehme. Ich kann es tun, weil ich die Freiheit dazu habe. Wir leben in einer Zeit, in der dies alles möglich ist. Wir dürfen uns die Freiheit nehmen, die wir wollen, müssen allerdings die richtigen finanziellen Entscheidungen treffen.

Nico und Meike sparen die Hälfte ihres Haushaltseinkommens. Sie fühlen sich privilegiert, dass sie so viel zurücklegen können, weil Nico viel Geld verdient. Eine Summe möchte er mir nicht nennen, aber ich bekomme eine Ahnung von der Größenordnung. Nico bleibt jedoch bescheiden. Sein Einkommen, sagt er, sei ein großer Vorteil auf dem Weg zur finanziellen Freiheit. »Wenn man hingegen nur 35.000 Euro im Jahr verdient, wird's schwer, weit vor dem Rentenalter finanziell frei zu werden.« Er wisse noch, wo er herkomme, ergänzt Nico und denkt dabei an seine alten Freunde in Bremen. »Wenn ich sehe, was die dort verdienen, da geben wir schon viel Geld aus«, sagt er. Die vierköpfige Familie lebt von 2.500 bis

3.000 Euro im Monat. Die Zinsen für den Hauskredit seien bereits eingerechnet, die Tilgung allerdings nicht, da diese in das eigene Vermögen fließe. Nico und Meike nennen mir diese Zahlen und signalisieren: »Siehst du, wir sind nicht sparsam.«

Die Menschen, die ich für dieses Buch traf, sind fast nie sparsam. Jedenfalls versichern sie mir das. Sie identifizieren sich nicht mit diesem Wort, das Verzicht impliziert. Deshalb habe ich mir angewöhnt, ihnen eine Alternative anzubieten. Ich frage sie, ob sie sich als genügsam bezeichnen. Dieses Wort bedeutet nämlich, mit wenig zufrieden zu sein, aber auf nichts zu verzichten. Nico und Meike allerdings finden nicht einmal diesen Begriff zutreffend. »Wir geben einfach normal viel Geld aus«, sagen sie.

Ich kaufe ihnen ihre Bescheidenheit ab. Sie glauben, angesichts ihres Haushaltseinkommens sei es keine besondere Leistung, die Hälfte davon zu sparen. Ich sehe das anders. Ich kenne genügend Menschen, deren Konto am Ende des Monats leer ist, unabhängig davon, wie viel Geld sie verdienen. Vermögen entsteht schließlich nicht, indem man viel Geld verdient, sondern indem man viel Geld behält. Die Zahl der Menschen, die nennenswerte Beträge behalten, ist meiner Erfahrung nach gering.

Seit ich dieses Buch schreibe, lese ich die Interviewserie »Kontoauszug« von ZEIT ONLINE. Dort veröffentlichen Menschen mit verschiedensten Berufen und Werdegängen ihr Einkommen und erzählen bereitwillig, wofür sie ihr Geld ausgeben. Viele von ihnen haben eines gemeinsam: Egal, wie viel Geld diese Menschen verdienen, am Ende des Monats bleibt nur wenig übrig, bei manchen gar nichts. Einige von ihnen verfügen über ein monatliches Nettoeinkommen von 1.500 Euro, andere über 3.000 Euro. Ersparnisse haben nur wenige. Darunter sind Menschen, die ein Auto abbezahlen, das sie längst nicht mehr besitzen, die als Single in einer viel zu großen Wohnung leben, die sich in jungen Jahren eine Putzkraft leisten, die fast jeden Tag in Restaurants essen gehen, die

absurde Summen für Versicherungen ausgeben oder die sich regelmäßig teure Wochenendreisen leisten. Wenn etwas übrig bleibt, dann selten mehr als 10 oder 15 Prozent des Einkommens.

Der WSI-Verteilungsbericht der Hans-Böckler-Stiftung bestätigt meinen Eindruck. Demnach verfügen 30 Prozent der deutschen Haushalte über so wenig privates Vermögen, dass sie ohne laufendes Einkommen nur wenige Wochen oder Monate über die Runden kämen, selbst wenn sie ihr gesamtes Hab und Gut liquidierten.¹ Oftmals sind die Einkommen dieser Menschen so gering, dass sie nie in der Lage sein werden, viel zu sparen. Doch andere Daten weisen darauf hin, dass nicht nur sozial benachteiligte Schichten ein geringes Vermögen aufweisen. Der SchuldnerAtlas 2017 von Creditreform zeigt, dass die Überschuldung von Verbrauchern vor allem in der Mittelschicht ansteigt.² Es sind immer mehr Normal- und Gutverdiener, die sich mit ihren Konsumentscheidungen in den Ruin treiben.

Zwar sind überschuldete Haushalte Extremfälle, die mich für dieses Buch nicht interessieren, aber dieses Phänomen, dass in vielen Haushalten – unabhängig vom Einkommen – am Monatsende nichts übrig bleibt, fasziniert mich. Es hat einen Namen: Lifestyle-Inflation. Sie ist in jeder Konsumgesellschaft dieser Welt zu beobachten. Sobald das Einkommen von Menschen steigt, steigen auch ihre Konsumausgaben. Diese Inflation der Lebenshaltungskosten zeigt sich am besten in Lebensphasen, in denen die Einkommen der Menschen sprunghaft ansteigen, zum Beispiel nach der Ausbildung bzw. nach dem Studium. Auszubildende und Studierende leben für gewöhnlich bescheiden. Lehrjahre seien schließlich keine Herrenjahre, heißt es im Volksmund. Mit dem Berufsbeginn steigen jedoch die Einnahmen unmittelbar an und es dauert nicht lange, bis auch die Ausgaben steigen. Denn, obwohl viele Menschen ihr Studium rückblickend als die beste Zeit ihres Lebens bezeichnen, will niemand auf Dauer wie ein Student leben. Aus der Wohngemeinschaft wird die erste eigene Wohnung, aus dem Fahrrad

wird ein Auto und aus dem Dönerbistro eine Tapas-Bar. Anfangs findet man noch toll, was man sich alles leisten kann, aber genauso schnell nutzt sich der neue Konsum ab. Ausgaben, die vor Kurzem noch als Luxus galten, sind plötzlich zur Notwendigkeit geworden, und bald weiß man nicht mehr, wie man im Studium mit so wenig Geld auskommen konnte. Die Lifestyle-Inflation ist ein vollautomatisierter Prozess, über den wir nicht nachdenken. Ist mehr Geld da, geben wir mehr Geld aus. So einfach ist das. Schließlich gibt es weit mehr Produkte und Dienstleistungen zu kaufen, als wir uns leisten könnten, sodass wir immer das Gefühl haben werden, es fehle uns noch etwas. Und wenn es uns nur genug fehlt, kaufen wir es, ohne es uns leisten zu können.

Als ich im letzten Jahr bei der Post ein Paket abholte, fiel mir ein Plakat der Postbank auf. Dort bezeichnete sich das Unternehmen als »Meine-gönn-ich-mir-Bank« und stiftete seine Kunden zum Konsum an: »Erfüllen Sie sich Ihre Wünsche von 3.000 bis 50.000 Euro« stand auf dem Plakat geschrieben. Einen passenden Werbespot der Bank fand ich anschließend im Internet. In diesem Spot sitzen ein bärtiger Mann und ein niedlicher Hund auf dem Sofa und wippen zu harten Beats aus der Stereoanlage mit ihren Köpfen. Die Kernaussage: »Gönnen Sie sich doch mal eine Hifi-Anlage auf Kredit. Die Postbank schafft Abhilfe für alle Menschen, die sich ihre Wünsche nicht leisten können.« Wunderbar, dachte ich mir, aber nichts für mich. Ich gönne mir lieber Freiheit!

Die meisten Menschen werden nie vermögend sein. Denn aufgrund der Lifestyle-Inflation wird sich ihre finanzielle Lage unabhängig vom Einkommen nie ändern. Was sich hingegen ändert, sind die Autos, die sie fahren, die Kleidung, die sie tragen und die Restaurants, in denen sie essen. Dieses Verhalten ist normal. Deshalb finde ich es so beachtlich, dass Nico und Meike die Hälfte ihres Haushaltseinkommens sparen, auch wenn sie privilegiert sind. Es ist eine Leistung, sich von dem abzuwenden, was normal ist. Was die

beiden von anderen Besserverdienern unterscheidet, zeigt beispielsweise ihr Umgang mit dem Auto, dem, so sagt Nico, »größten Wohlstandsvernichter unserer Gesellschaft«.

Nico fährt gerne Auto. Eine seiner schönsten Erinnerungen ist ein Tag im englischen Silverstone, an dem er auf einer Rennstrecke verschiedene Porschemodelle fahren durfte. »Mir schießt jetzt noch das Adrenalin durch die Adern, wenn ich daran denke«, sagt er. Das Problem mit Autos sei nur, dass sie so verdammt teuer sind und der finanziellen Freiheit im Weg stehen. Deshalb ist Nicos Verhältnis zu Autos pragmatisch. Bis er vierunddreißig Jahre alt war, hatte er nie ein Auto besessen. Anfangs fuhr er das seiner Eltern, später nutzte er Carsharing-Angebote und für längere Ausflüge mietete er manchmal ein Fahrzeug. Vergnügt rechnet Nico mir vor, dass er allein durch den Verzicht auf ein eigenes Auto genügend Eigenkapital gespart hatte, um vor sieben Jahren den Kredit für zwei Eigentumswohnungen in Berlin finanzieren zu können. Anstatt sein Kapital zu vernichten, tragen diese Immobilien erheblich zu Nicos Vermögensaufbau bei.

Vor einigen Jahren kaufte er schließlich doch sein erstes Auto, weil Meike und er ein Kind erwarteten und es in der Nähe ihrer Siedlung kein Carsharing gibt. Allerdings sollte es nicht irgendein Auto sein, sondern das Fahrzeug mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis. Er wollte den exakten Punkt treffen, an dem ein gebrauchtes Auto den größten Wertverlust bereits hinter sich hat, aber noch neu genug ist, um ohne aufwendige Reparaturen auszukommen. Mithilfe eines Freundes fand er einen damals sieben Jahre alten Ford Focus Kombi mit 75.000 Kilometern auf dem Tacho. »Nicht schön, aber effizient«, kommentiert er seine Familienkutsche, die er für 6.500 Euro in bar gekauft hat. Das sei immer noch viel Geld, sagt Nico. Aber unter seinen Kollegen fahre er das billigste Auto und im Gegensatz zu vielen anderen Menschen könne er sich sein Fahrzeug tatsächlich leisten. Wenn er damit ins Büro oder zum Kunden fährt, sei es manchmal komisch, seinen alten Ford neben den neuen Mercedes-

BMW- und Audi-Limousinen stehen zu sehen, erzählt er mir. Allerdings komme das selten vor. »Komisch« ist es, weil ein Auto für viele nicht nur ein Fortbewegungsmittel ist, das sie von A nach B bringt. Es ist mehr als das, nämlich ein Spielzeug, und allen voran ein Statussymbol: Sag mir, welches Auto du fährst, und ich sage dir, wo du in der Gesellschaft stehst! Nico verzichtet auf Status im Tausch für seine Freiheit.

Ich kann ihn gut verstehen, denn ich habe bislang nie ein Auto besessen. Vor vielen Jahren hätte ich mir beinahe ein gebrauchtes Fahrzeug gekauft. Es scheiterte daran, dass ich Angst hatte, von Gebrauchtwagenhändlern oder Privatverkäufern übers Ohr gehauen zu werden. Ein neues Auto zu kaufen, kam mir nie in den Sinn. Im Rückblick bin ich froh, dass ich das Auto nicht gekauft habe, denn ich brauche keines. Seit zwölf Jahren lebe ich in Leipzig, einer Stadt, die über ein dichtes Nahverkehrsnetz verfügt. Sie ist gleichzeitig klein genug, um die meisten Strecken mit dem Fahrrad zurücklegen zu können. Ein Auto würde mich in Leipzig nicht entlasten, sondern belasten. Ich müsste ständig nach Parkplätzen suchen und oftmals dafür bezahlen. Liefse ich das Fahrzeug länger an einem Ort stehen, würde ich mir womöglich Sorgen machen und nach dem Rechten sehen. Ich müsste es regelmäßig warten lassen und hin und wieder in die Waschanlage fahren. Das alles kostet Zeit, Geld und Nerven.

Allerdings, auch wenn ich keinen angesehenen Beruf habe, wie Nico, scheint es manchmal, als würde mein Status darunter leiden, dass ich kein Auto besitze. Wenn ich mit meiner Freundin mit dem Zug in den Winterurlaub fahre oder mit dem Bus zu meiner Familie nach Berlin, befürchte ich, mich erklären zu müssen. Halten meine Verwandten mich für einen Geizkragen oder, schlimmer noch, für einen mittellosen Blogger, der sich nicht einmal ein Auto leisten kann? Manchmal stelle ich mir diese Fragen, aber letztendlich stehe ich über den Zweifeln. Schließlich weiß ich, dass der Status vieler Menschen nur vorgetäuscht ist. Die meisten neu zugelassenen

Fahrzeuge gehören nicht ihren Besitzern, denn sie sind mit einem Kredit finanziert. Etwa 64 Prozent aller Neuwagen sind im Jahr 2017 vollständig oder teilweise finanziert worden, zeigt der DAT-Report 2018.³ Rund 17 Prozent aller neuen Fahrzeuge sind geleast. Das heißt, nur 19 Prozent aller privaten Neuwagenkäufer konnten sich die 30.350 Euro leisten, die ein Neuwagen durchschnittlich kostet. Alle anderen müssen ihr Fahrzeug erst noch erarbeiten und bezahlen es später.

Noch wichtiger als der Kaufpreis ist, was ein Fahrzeug unter Berücksichtigung von Abschreibung bzw. Leasinggebühren, Kraftstoff, Wartung, Versicherung und Steuer monatlich kostet. Ein Freund von mir gibt für sein Auto jeden Monat fast so viel Geld aus, wie ich für meinen gesamten privaten Konsum benötige. Etwas weniger extrem sind die durchschnittlichen Kosten von etwa 500 Euro im Monat für einen Mittelklasse-Neuwagen. Immer noch viel Geld. Nico, der den Kaufpreis optimiert hat, gibt die Unterhaltskosten für seine Familienkutsche mit 266 Euro pro Monat an, einschließlich der Abschreibung des Kaufpreises.

Dass Nico und Meike vergleichsweise wenig Geld für ihr Auto ausgeben, liegt auch daran, dass sie es kaum benutzen. Beide fahren lieber mit dem Fahrrad. Nico sagt, Radfahren sei seine liebste Art, Geld zu sparen. Jeden Morgen fährt er mit seinem Drahtesel, den er gebraucht für 200 Euro gekauft hat, 11 Kilometer zur Arbeit. Er lässt sich Zeit, um nicht ins Schwitzen zu geraten. Anschließend wechselt er im Büro seine Hose. Erst auf dem Rückweg tritt er heftiger in die Pedale, um sich nach einem Tag am Schreibtisch auch körperlich zu verausgaben. Die frische Luft und die Bewegung täten ihm gut, erzählt er mir. Auf dem Rad kämen ihm die besten Ideen und nach einer halben Stunde sei er geistig erholt und ganz für seine Familie da. »Meine Frau und meine Kinder kennen mich fast nur gut gelaunt, wenn ich am Abend nach meiner Radtour von der Arbeit nach Hause

komme. Dann wird gelacht und zusammen gespielt. Das ist Balsam für die Beziehung«, sagt er.

Ein harmonisches Familienleben hat für die beiden Priorität. Was früher die Kneipentour in London war, ist heute die Idylle im Reihenhaus.

»Wäre das nicht auch was für mich?«, frage ich mich an jenem Abend, als wir zusammen auf der Terrasse sitzen und nach dem Essen noch den Wein trinken. Ich bekomme ein Gespür für ihr Familienleben, als Meike und Nico zusammen ihre zweijährige Tochter ins Bett bringen und mir derweil ihren vierjährigen Sohn anvertrauen. Sie setzen ihn mir auf den Schoß und drücken mir ein Kinderbuch in die Hand. Ob ich ihm vielleicht daraus vorlesen könne, fragen sie mich. So sitzen wir beide da, der Vierjährige und ich, und ich lese Geschichten vor, die er längst auswendig kennt.

Als ich ein paar Tage später wieder zu Hause bin, schreibe ich an Nico: »Hat mir Spaß gemacht, ihm vorzulesen. So einen Sohnmann könnte ich mir auch vorstellen.« Die Antwort kommt prompt und mit einem belustigten Augenzwinkern: »Sei vorsichtig, was du dir wünschst. Der Kleine ist nicht immer so niedlich. Heute hat er wieder sein wahres Gesicht gezeigt.«

Manchmal ist es gut, wieder auf den Teppich geholt zu werden, denke ich mir. Das gibt mir den Freiraum, die wirklich wichtigen Fragen zu stellen: »Sind Kinder nicht zu teuer, um finanziell frei zu werden?« Im Internet ist dies der häufigste Einwand gegenüber jungen Menschen, die von finanzieller Freiheit träumen. Desillusionierte Eltern kommentieren, man solle erst mal Kinder bekommen, dann würden sich solche Träume von selbst erledigen. Kinder kosteten schließlich ein Vermögen. Aus Erfahrung kann ich nicht sprechen, doch ich habe dieses Argument so oft gehört, dass ich es glauben muss. Nico hingegen sieht das anders. Er zückt sein digitales Haushaltsbuch, in dem er alle Ausgaben fein säuberlich dokumentiert hat, und rechnet mir vor, was ein Baby im ersten Jahr

kostet: 1.925 Euro. So viel Geld haben Nico und Meike für ihr erstes Kind ausgegeben. Auf den Monat gerechnet sind das 160 Euro und damit weniger als das staatliche Kindergeld, das damals 184 Euro betrug und seitdem erhöht wurde. Nicos Rechnung enthält die Erstausstattung einschließlich Kinderwagen, Kinderbett, Kindersitz fürs Auto, Kleidung, Windeln, Spielsachen, Nahrung, Kleinkram aus der Apotheke sowie Kurse und Untersuchungen. Der Kinderwagen und ein Reisebett waren Geschenke von der Verwandtschaft. Deren Wunsch, etwas beizusteuern, müsse man nur moderieren, um nützliche Dinge zu erhalten, erzählt mir Meike. So könne man viel Geld sparen. Alle anderen Dinge kauften sie selbst, allerdings kaum Neuware. Sie erkundigten sich im Freundeskreis, ob jemand etwas abzugeben hätte, und kauften ihren Freunden und Bekannten deren gebrauchte Ausstattung ab. Was auf diese Weise nicht zu bekommen war, erwarben Nico und Meike bei eBay, auf Kinderbasaren und Kinderflohmärkten.

Für viele Eltern ist es unvorstellbar, gebrauchte Sachen für ihr Baby zu kaufen. Schließlich wollen sie für ihr Kind nur das Beste! Doch seinem Sohn sei es im ersten Jahr egal gewesen, ob das Kinderzimmer mit gebrauchten Möbeln eingerichtet oder das Spielzeug schon mal verwendet worden war, erklärt mir Nico. Im Zweifel spiele der Kleine sowieso lieber mit dem Süßstoffspender. Er sei ihm in dieser Hinsicht ein Vorbild, denn der Knirps mache sich nichts aus Konsum. Die einfachsten Dinge machten ihn glücklich: gemeinsam spielen, Geschichten vorlesen und kuscheln. Wäre das Spielzeug teurer, wäre der Junge auch nicht glücklicher, glaubt Nico. Wie viel ein Kind im ersten Jahr kostet, sei deshalb in erster Linie eine Entscheidung der Eltern, denn sie seien es, die das Geld ausgeben, nicht die Babys. Allerdings, das räumt Nico ein, verursache der Nachwuchs auch indirekte Kosten. Das Auto beispielsweise haben sie nur aufgrund ihrer Kinder angeschafft und auch ins Reihenhaus zogen die beiden für den Nachwuchs. Hätten sie keine Kinder,

würden sie weiterhin in einer kleinen Wohnung in der Stadt leben, wenn auch zu einer höheren Miete pro Quadratmeter.

An anderer Stelle spart die junge Familie Geld ein, weil sie aufgrund der Kinder kaum noch ins Restaurant geht. Auch Kino- und Theaterbesuche sowie Kneipentouren sind selten geworden. Urlaubsreisen sind jetzt preiswerter, da sie als Familie nicht mehr um die Welt fliegen, sondern innerhalb Deutschlands bleiben oder nur zu den Großeltern fahren. Im Großen und Ganzen würden sich die indirekten Kosten und die Einsparungen in etwa aufheben, erzählt Nico. Dennoch sei Sohnmanns erstes Lebensjahr finanziell nicht spurlos an der Familie vorbeigegangen, denn der Sprössling riss ein Loch in das Familieneinkommen. Das Elterngeld glich Meikes früheres Gehalt nicht aus und auch Nico nahm eine Auszeit fürs erste Kind, deshalb reduzierte sich auch sein Einkommen. Die größte Belastung im ersten Lebensjahr seien deshalb nicht die Ausgaben, erklärt Nico, sondern die geringeren Einnahmen.

Ab dem zweiten Lebensjahr wird es etwas undurchsichtiger, was ein Kind kostet. Zwar stiegen die direkten Kosten nicht weiter an, da sie keine größeren Anschaffungen mehr benötigten oder sie die Dinge anderen Eltern günstig abkaufen konnten, erklärt mir Nico. Doch wenn man sein Kind in die Betreuung gebe, könne es je nach Kommune teuer werden. Für den Kitaplatz des Erstgeborenen zahlte die Familie bis zum dritten Lebensjahr 440 Euro im Monat. Danach deutlich weniger. Jetzt, da der Junge vier Jahre alt ist und die Tochter zwei Jahre, beziffert Nico die direkte finanzielle Belastung durch die Kinder nach Verrechnung des Kindergeldes mit etwa 100 Euro pro Monat und Kind.

Kinder werden also immer Geld kosten und je älter sie werden, desto teurer werden sie, aber sich Nachwuchs zu leisten, muss lange nicht so teuer sein, wie manche Eltern glauben. Wie bei anderen Konsumententscheidungen auch komme es darauf an, sich nicht jeden Mist aufschwätzen zu lassen und klug einzukaufen, so Nico. Ohne Kinder wäre es leichter für ihn, finanziell frei zu werden, sagt er,

doch sein Nachwuchs stünde dem Ziel nicht im Weg. Finanzielle Freiheit und Kinder, beides seien Lifestyle-Entscheidungen, die einander nicht ausschließen, aber ausbalanciert werden müssten. Kinder, sagt Nico, könnten sogar von Eltern profitieren, die keine finanziellen Sorgen haben und nicht um jeden Preis arbeiten müssen. »Diese Freiheit wird auch den Kleinen zugutekommen.«

Wie genau diese Freiheit aussehen wird, das weiß der Familienvater noch nicht. In sechs Jahren, so lautet Nicos Ziel, möchte er nicht mehr arbeiten müssen. Die Lebenshaltungskosten der Familie sollen aus den Mieteinnahmen der beiden Eigentumswohnungen in Berlin sowie aus den Dividenden und Kurssteigerungen eines Wertpapierdepots bestritten werden. In ihrem Reihenhaus könnten sie mietfrei leben, vielleicht verkaufen sie es aber auch, investieren das Geld und wohnen wieder zur Miete.

Nico hat keinen in Stein gemeißelten Plan. Ein wenig bezweifelt er sogar, in Zukunft darauf zu vertrauen, dass sein Vermögen die Familie ernährt. Schließlich könne jede noch so gute Kalkulation hinfällig werden, wenn jemand in der Familie erkrankt oder einen Unfall erleidet. Sollte ihm in den nächsten Jahren etwas zustoßen, könnte Meike das Haus nicht halten. Sie müsste umziehen, sich allein um die Kinder kümmern und ihren Lebensstandard senken. Schon deshalb gehen die beiden davon aus, auch dann noch Geld zu verdienen, wenn sie es nicht mehr müssten. Meike sowieso. Auf meine Frage, ob sie sich auf die finanzielle Freiheit freue, erzählt sie mir, dass das eigentlich Nicos Traum sei. Sie unterstütze seine Vision, möchte aber in jedem Fall weiterarbeiten. Auch Nico glaubt, dass er die Arbeit nicht völlig aufgeben wird. Einerseits, um seine Zeit sinnvoll zu füllen, aber auch, um einen zusätzlichen finanziellen Puffer aufzubauen. Am liebsten wäre es ihm, viele verschiedene Einkommensquellen zu haben.

Es ist ein wenig paradox: Nico möchte sich von dem Druck befreien, arbeiten zu *müssen*, wird sich aber nur dann wirklich

unabhängig fühlen, wenn er weiterhin Geld verdient. Sein Ziel, mit fünfundvierzig Jahren finanziell frei zu sein, verstehe ich deshalb als etwas, auf das er sich freuen kann. Gleichzeitig ist es für ihn kein Datum, an dem sein Leben auf den Kopf gestellt wird. Stattdessen geht er davon aus, dass er sich schon in den kommenden Jahren zunehmend freier fühlen wird. Je höher die Rücklagen ansteigen, desto größer wird das Sicherheitsnetz. Gleichzeitig sei das Ersparte ein Sprungbrett, erzählt er mir. Je größer sein Vermögen sei, desto günstiger werde seine Verhandlungsposition gegenüber seinem Arbeitgeber, entweder für ein besseres Gehalt oder für mehr Freizeit. »Vielleicht«, sagt er, »kann ich meine Wünsche durchsetzen, wenn ich endgültig keine Angst mehr haben muss, gekündigt zu werden.« Womöglich werde er in Zukunft aber auch eine selbständige Karriere ausprobieren, die ihm mehr Freiheit sowie eine höhere Identifikation mit der Arbeit verspreche.

Schon jetzt verbringen Nico und Meike dank ihrer Ersparnisse mehr Zeit mit ihren Kindern, als andere Eltern es können. Meike blieb über das erste Jahr der Elternzeit hinaus noch eine Weile zu Hause. Auch Nico findet die Elternzeit eine großartige Idee und nahm nach der Geburt beider Kinder jeweils einen Monat und nach deren erstem Geburtstag zwei Monate frei. So genoss er von 2014 bis 2017 jedes Jahr mindestens einen zusätzlichen freien Monat. Im Durchschnitt musste er nur 190 bis 200 Tage im Jahr arbeiten, rechnet er mir vor. Sich diese Freiheit nehmen zu können, war schon damals ein weiterer Anreiz, Kapital anzusparen. Während einer dieser Auszeiten beschloss er endgültig, finanziell frei werden zu wollen. Er will nun mehr davon, mehr von dieser Freiheit.

Als die Sonne an jenem Abend längst untergegangen ist, wir das Abendessen verzehrt und den Wein ausgetrunken haben, bin ich glücklich. Erstmals seit ich die finanzielle Freiheit für mich entdeckt hatte, habe ich mit Menschen gesprochen, die wissen, was seit Monaten in mir vorgeht. Ich fühle mich verstanden. Am Ende fährt

Nico mich in seiner Familienkutsche zum Bahnhof. Wir reden noch ein bisschen, weil der Abend uns beiden Spaß gemacht hat, bis mein Zug kommt. Ich spüre, dass der Anfang für mein Buch gemacht ist, und als ich aus Bad Vilbel ausfahre, weiß ich schon, mit wem ich als Nächstes sprechen werde. Nico räumte während unseres Gesprächs ein, dass es mit einem Einkommen von 35.000 Euro im Jahr ungleich schwerer sei, finanziell frei zu werden. Das leuchtet mir ein, aber ich möchte wissen, ob es dennoch möglich ist. Deshalb fahre ich bald nach Hannover.